

Aschermittwoch 2022

Liebe Brüder und Schwestern,

lassen Sie mich heute Abend mit einer Zustandsbeschreibung beginnen.
Ich erlebe mich – trotz kürzlich verbrachtem Urlaub –
innerlich angespannt und erschöpft.

Grund dafür ist nicht die Sorge um die Generalsanierung des Münsters
und die heutige Präsentation des wieder mit der historischen Kunst
ausgestatteten Innenraums unserer Basilika.

Das Ergebnis, Sie werden meine Begeisterung vielleicht teilen,
macht Freude und lohnt alle damit verbundenen Mühen.

Nein, es sind die gegenwärtigen Rahmenbedingungen unseres Lebens,
die mir vor allem in der Addition zu schaffen machen
und sich zunehmend mehr wie Blei auf meine Glieder legen.

Auch wenn die Coronapandemie abzuklingen scheint:

Die letzten zwei Jahre haben mich mit ihren gravierenden Veränderungen
unserer Lebensgewohnheiten extrem strapaziert.

Vieles ist mühsamer geworden

und die starke Polarisierung unserer Gesellschaft kostet Nerven.

Mich beschleicht die Sorge,

wie wir aus dieser Phase hervorgehen

und in welcher Weise sie unser Miteinander nachhaltig verändern wird.

Nicht zuletzt belastet das Wissen darum,
dass sich das Virus jederzeit verändern
und zu einer neuen Gefahr werden kann.

Die milderen Symptome der Omikron-Variante garantieren uns nicht,
dass sich nicht bereits morgen wieder
eine aggressive Mutation verbreiten könnte.

Ein Gefühl von Unsicherheit und Bedrohung wird
subtil und unterschwellig zum ständigen Wegbegleiter.

Ich merke, das kostet Kraft.

Vielleicht geht es ihnen ähnlich.

Ohne dass man sich von diesen traumatisierenden Erfahrungen
in irgendeiner Weise hätte erholen können,

überfällt uns nun die Nachricht vom Angriffskrieg Putins gegen die Ukraine. Die Bilder, die uns von dort stündlich erreichen, wirken so unwirklich, wie vieles, was wir während der Pandemie gesehen haben. Wer von uns hätte angenommen, dass es wieder einen Krieg auf europäischem Boden geben könnte. Man kommt sich vor wie in einem schlechten Traum.

Man ist voller Mitempfinden für die unmittelbar Betroffenen, für das ukrainische Volk.

Ich gestehe ein, mir stehen immer wieder die Tränen in den Augen, wenn ich die Bilder und Augenzeugenberichte auf mich wirken lasse. Auch spüren wir alle sehr deutlich, dass die Konfliktlage unberechenbar ist und mit ihr unsere Ordnung von Demokratie und Freiheit auf dem Spiel stehen könnte.

Das Deutsche Parlament, die Europäische Union, die NATO und die Vereinigten Staaten von Amerika vermitteln ein beeindruckendes Bild der Einheit und Entschiedenheit, dennoch ist eines jetzt schon sicher:

Wir stehen am Beginn einer neuen Epoche, in der Rüstung und Militärstrategie, nicht zuletzt die Logik der Abschreckung, die wir aus dem kalten Krieg kennen, wieder zentrale Bedeutung erlangen werden.

Allerdings mit einem Unterschied:

Die Persönlichkeitsstruktur Putins lässt daran zweifeln, ob er sich von Drohungen beeindrucken lassen wird.

Wir haben es meines Erachtens mit einem narzistischen Gegenüber zu tun, dessen Verhalten schwer zu kalkulieren und noch weniger zu steuern ist.

Am Ende empfindet man auch hier das Gefühl einer ernsthaften Bedrohung, deren weitere Entwicklung sich nicht vorausbestimmen lässt.

Man fühlt sich – zumal als einzelner – hilflos ausgesetzt.

Das verstärkt auf intensive Weise die Spannung und innere Belastung, die uns seit der Coronakrise auf das Gemüt drückt.

So beeindruckend hier die Forschungsergebnisse und dort die Eindeutigkeit politischer Gegenmaßnahmen sind, so sehr wir bemüht sind, zu reagieren und das Schlimmste zu verhindern, so sehr erfassen wir aber auch,

dass wir im Letzten machtlos sind,
wenn sich diese Krisen in die falsche Richtung entwickeln.
Wir stehen gegenwärtig unter dem Eindruck
einer permanenten Existenzgefahr.

Als Seelsorger ist mir klar,
dass das an der Seele des Menschen nicht vorbei geht.
Dieser langanhaltende und sich jetzt nochmals verstärkende Stress
müssen erschöpfen und belasten.
Nachdenklichkeit, Gefühlsschwankungen und Motivationsmangel,
Angstgefühle, Müdigkeit und Schlafstörungen.
Ich erkläre mir so mein eigenes Empfinden
und ich benenne es hier ausdrücklich,
damit vielen von ihnen verständlich wird,
wieso sie sich möglicherweise ähnlich fühlen
und weshalb ihnen vermutlich manche Menschen anders begegnen werden,
als sie es von ihnen gewohnt sind.
Es sind total normale Kennzeichen einer seelischen Erschöpfung.

Schließlich, ich muss das an dieser Stelle benennen,
kommt für nicht wenige von uns noch die Situation unserer Kirche
und speziell die in unserem Erzbistum Köln dazu.
Ich merke, dass mich das nicht minder belastet.
Diese seit Jahren anhaltende Dauerkrise
und diese zutiefst beschämenden und nicht enden wollenden Details
über den Missbrauch an Kindern und Jugendlichen.
Das Vertuschen und das Wegducken derer,
die Verantwortung übernehmen müssten.
Der Auszug von Tausenden aus der Kirche
und der erschütternde Verlust an Glaubwürdigkeit und Akzeptanz.
Nicht zuletzt das fruchtlose Reden und Mahnen.

Man gewinnt den Eindruck, die Kirche sei im freien Fall.
Es fehlt die Fantasie, mir jedenfalls, wie es weitergehen kann,
auch und gerade nach diesem Aschermittwoch.
Der Glaube und die Kirche aber
haben für mich existenzielle Bedeutung.
Nicht zuerst, weil ich für sie arbeite,

sondern weil beides für die Fundamente und Ideale steht,
auf denen mein Leben aufruht.
Ich räume es ein: Meine Kirche, die ich eigentlich liebe,
so zu erleben und das gerade auch jetzt, ist für mich schwer zu ertragen.
Ich weiß, dass es manchen unter ihnen nicht anders geht.
Es fordert mich extrem, jetzt als Priester vor ihnen zu stehen,
vieles von dem abzustreifen und ihnen nicht schuldig zu bleiben,
was sie mit Recht heute erwarten: eine Bestärkung durch ihren Glauben.

Mich berührt es zutiefst,
dass an dem Tag, an dem ich zu dieser Zustandsbeschreibung finde,
die Fastenzeit beginnt.
Es beschleicht mich ein gewisses Entsetzen, wenn ich daran denke,
dass mir gleich beim Aufstreuen der Asche gesagt werden könnte:
„Mensch bedenke, dass Du Staub bist und zu Staub kehrst du zurück.“
Deutlicher könnte der Bezug zu meiner
und ihrer inneren Existenzsorge kaum sein.

Wir sprechen bei der Fastenzeit traditionell auch von einer Zeit der Entsagung,
um uns neu als bedürftig vor Gott zu empfinden
und uns dann im Osterfest von der Zusage seiner Liebe beschenken zu lassen.
Ohne die vierzig Tage schon gegangen zu sein,
fühle ich mich jetzt bereits schon leer vor Gott.
Der andere Satz, der mit dem Ascheritus verbunden ist,
würde mich deshalb nicht weniger treffen:
„Kehr um und glaub an das Evangelium!“

Mir ist sehr bewusst,
dass wir Menschen gerade vor unseren Grenzen und ich vor meinen stehe,
und es deshalb unseren Gott braucht.
Ich suche nach einem Wort, das Sinn vermittelt
und mir die Hoffnung schenkt, dass die Krisen vorübergehen werden.
Fast fühle ich mich wie nach einer langen Wüstenwanderung,
durch die der Durst fast unerträglich geworden wird.
Ich brauche Gott.
Ich brauche eine Stärkung meines Gottvertrauens,
etwas, was mir die Schwere nimmt.

Als ich an dieser Stelle meiner Predigt angekommen war,
musste ich die Vorbereitung unterbrechen.

Ich bin aus meiner Wohnung
in die verschlossene und menschenleere Basilika geflüchtet,
und habe mich mit meiner empfundenen Leere
und meiner Sehnsucht nach Gott dorthin gesetzt,
wo sie sich jetzt befinden.

Und dann hat plötzlich dieser Raum auf mich gewirkt.
Es erscheint mir wie eine Fügung, dass mit diesem Aschermittwoch
das Innere der Basilika fertiggestellt ist.
Uns und allen, die in den nächsten Tagen hierherkommen,
präsentiert sich ein mystischer und lichterfüllter Raum,
der bergend auf uns wirkt und etwas Anderes spürbar macht
Ich habe sofort, kaum dass ich Platz genommen hatte, wahrnehmen können,
dass sich meine Seele entspannt.
Dieser Raum gibt unserer Suche und Sehnsucht eine Richtung.
Wir sehen gemeinsam nach vorne.

Dabei schaut uns liebevoll und tröstlich
die Gestalt des Weltenrichters entgegen,
wie sie uns das eindrucksvolle Mosaik präsentiert.
Das Bild vermittelt: Am Ende wird Er, am Ende wird die Liebe siegen.
Fast meint man ihn sagen hören:
„Habt Mut, ich bin bei euch alle Tage eures Lebens!“
Oder: „Habt Vertrauen. Die Liebe hört niemals auf.“
Wie aktuell, wie stark!

Man mag das gegenwärtig nur als leise Ahnung empfinden.
Aber wir sind ja auch noch am Anfang der Fastenzeit.
Stehen wir zu unserer menschlichen Armut und Leere.
Nehmen wir sie zum Anlass,
unseren Blick verstärkt auf Gott zu lenken.
Vielleicht dürfen wir dann am Osterfest die Erfahrung machen,
dass unser Vertrauen wieder stärker geworden ist.
Öffnen wir Gott unsere geschundene Welt und Kirche.
Vielleicht werden wir dann erleben,
wie wir aus den vielen Krisen auferstehen

nicht ausgeschlossen auch, dass an manchen Menschen,
ob in Moskau oder Köln, Wunder wirksam werden.
Hören wir ihn zu uns, hören wir ihn zum Ukrainischen Volk,
hören wir ihn zu unserer Kirche sagen:
„Habt Mut, denn ich bin bei Euch alle Tage Eures Lebens.
Habt Vertrauen. Die Liebe hört niemals auf!“